

LEBENSLEISTUNG

Peggy Langhans

„Sag mal, warum schwimmst du eigentlich so viel?“, erwischte mich die Frage just in dem Moment, in dem ich eine Birne mit dem Messer über meinem Müsli zerteilte.

Die Frage eines Freundes, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, aber der mich offenbar besser kannte, als ich mich manchmal selbst, traf zielgenau in ein Feld von Antworten, die ich mir insgeheim bereits gegeben hatte.

Als hätte er es geahnt, dachte ich und rührte in der Schale.

Denn diese Frage rumorte in mir. Er hatte sie nur ausgesprochen.

Ich hatte zwar mit sehr vielen Menschen zu tun und war oftmals von vielen Menschen umgeben, aber es gab höchstens eine Handvoll, die mich wirklich im Kern erreichten und aufrüttelten. Diese Menschen waren für mich wesentliche Begleiter, wobei es keine Rolle spielte, wie oft wir uns sahen und miteinander sprachen. Fast kam es mir so vor, dass sie an entscheidenden Wegkreuzungen in Erscheinung traten, um mich daran zu erinnern, warum ich eigentlich hier war, und mich darin bestärkten, meinen Kurs zu halten.

Ja, warum schwimme ich so viel?, fragte ich mich. Schwimme ich vor irgendetwas davon? Will ich jemandem oder vielleicht mir selbst etwas beweisen? Was treibt mich?

Mein Blick fiel auf die roten Beerendolden, die im dunkelgrünen Blattwerk der Eberesche vor einem azurblauen Himmel leuchteten, während ich mein Frühstück löffelte. Ein herrlicher Sommertag würde es werden, an dem ich wie seit ein paar Monaten jeden Morgen gleichsam einem Ritual schwimmen gehen werde.

„Es hatte sich einfach so ergeben“, schrieb ich ihm meine Antwort. „Und das Wasser ist mein Element.“

Beides war grundsätzlich erst einmal korrekt. Aber ich wusste, dass ich ihm damit nicht entkommen würde. Er wollte die Wahrheit und nicht ein oberflächliches Alles-ist-gut-Grinsen von mir.

Es ging mir nicht gut. Und er spürte das und forderte mich sanft dazu auf, in Klausur zu gehen, endlich den irren Schwimmarathon zu stoppen, aus dem Wasser zu steigen und sich anzusehen, was sich da verselbständigt hatte.

Zwei Tage zuvor hatte ich mich ohnehin in Frage gestellt, da dieses Gefühl von Was mache ich hier eigentlich? und Wozu bin ich gut? sich wieder in meine Gedanken fraß und in einem Ich kann nichts. gipfelte. Da können, metaphorisch gesagt, zehntausend Menschen anderer Meinung sein und dir bezeugen, wie gut und wertvoll du bist, dieses Gefühl des Gescheitert Seins behält die Oberhand und erschlägt mit Macht alle anderen Stimmen.

Denn ich kam schon zerbrochen auf die Welt und war seitdem auf der Suche nach dem Urgrund dieses Bruchs. Pendelnd zwischen Rückzug von der und Einzug in die Welt bewegte sich mein Leben in einem Rhythmus, mit dem ich lernen musste, umzugehen.

Sind die Kilometer unter Wasser Rückzüge?, grübelte ich, als das heiße Wasser über meine Hände in das Abwaschbecken floss.

Mit der in diesem Sommer antrainierten sogenannten 7er-Atmung beim Kraul und den Kopfhörern auf den Ohren, aus denen meine Lieblingsmusik mich beschallte, bewegte ich mich die meiste Zeit unter, statt über Wasser und war abgeschottet von der Außenwelt. Ich war ganz

bei mir. Das stellte ich besonders dann fest, wenn ich durch ein Überholmanöver oder eine Selbstboykottierung á la Das schaffe ich nicht. aus dem Flow kam und damit anfing, mich zu vergleichen. Justament versagte mir der Atem, ich schnappte unregelmäßig nach Luft und befürchtete, zu ersticken.

Ja, ich ziehe mich ins Wasser zurück, musste ich mir eingestehen. Aber warum? Und wovon ziehe ich mich zurück?

Äußerlich betrachtet, fügte sich alles in meinem Sein. Ich führte das Leben, das ich als Künstlerin führen wollte, und war darin anerkannt. Innerlich blieb jedoch dieser Bruch, das Zerrissen Sein, ein Verlust der Einheit.

Im Wasser spüre ich die Verbindung, reifte in mir die Erkenntnis. Ich bin leicht. Ich muss mich nicht erklären. Ich kann sein, wie ich bin. Wie in der Musik, wenn ich singe oder für mich Klavier spiele, wenn ich an einem Buch schreibe oder ein Theaterstück inszeniere und dabei vollkommen bei mir bleibe. Erst wenn ich in die Sicht von außen ver falle, verliere ich den Fokus und schlussendlich mich selbst. Deshalb verwehre ich mich gegen das Messen der Zeit beim Schwimmen. Ich möchte keinen Takt, der mir in diesem Rückzug vorgegeben wird.

Seit einiger Zeit beobachtete ich einen anderen Schwimmer auf meiner Bahn. Sein Schwimmstil war sehr ästhetisch und gleichmäßig. Er wirkte sanftmütig und leicht. Hin und wieder schwammen wir direkt hintereinander. Manchmal über viele Bahnen, was mich beruhigte und in meinen Rhythmus zurückführte. Es war wie eine wortlose Übereinkunft und ein blindes Verstehen, nicht gegen etwas anzuschwimmen, sondern allein für sich und dennoch in Achtsamkeit aufeinander zu sein.

Wie in der Musik, dachte ich. Es gibt wenige Musiker*innen, mit denen man gleichschwingt und harmonisch musiziert. Der oftmals geführte Kampf gegeneinander, ist ein Kampf gegen sich selbst. Diesen Kampf müssen und werden wir verlieren. Also kann ich ihn auch lassen. Es ist interessant, sich mal mit anderen zu messen, egal, in welcher Hinsicht. Aber dieses Miteinander- und Aneinander Messen darf nicht zum Lebensprinzip werden. Denn wo ist dann die Grenze? Bin ich gescheitert, wenn ich heute weniger Meter schwimme als gestern? Habe ich verloren, wenn ich langsamer bin als andere? Bin ich weniger wert, weil ich nicht das leiste, was ein anderer von mir verlangt? Bin ich schwach, weil ich Unterstützung brauche?

Die abgetrocknete Schüssel stellte ich zurück an ihren für sie vorgesehenen Platz und legte den Löffel und das Obstmesser zu den übrigen Bestecken.

Ich griff meine Tasche und beschloss:

„Heute schwimme ich so, wie mir tatsächlich ist, und ich schwimme nicht mehr vor mir davon.“